

So ist das mit den Revolutionen

Der 9. November 1989 fiel auf einen Donnerstag. Ich muss an diesem Abend die Tagesschau gesehen haben, aber ich kann mich nicht daran erinnern, zu viele Bilder von der Maueröffnung haben diesen Moment in der Zwischenzeit überlagert. Ich weiß auch nicht mehr, ob und wie wir zu Hause darüber sprachen. Für meinen Großvater bedeutete das doch eigentlich viel – auf einmal rückte Parchim wieder näher. Aber vermutlich nahmen wir das Ganze so zur Kenntnis, wie wir schon die massenhafte Flucht von DDR-Bürgerinnen und -Bürgern über Ungarn und die Demonstrationen in Leipzig und Ostberlin zur Kenntnis genommen hatten: Ein bisschen verblüfft, aber unbeteiligt – uns ging das irgendwie wenig an.

Am Freitagmorgen jedenfalls war Lübeck voller Trabbis, der Zweitakter-Gestank hing überall in der Luft. Die lustigen Autos parkten kreuz und quer auf den Fußwegen, und das Ordnungsamt beschloss, zur Feier des Tages keine Strafzettel zu verteilen. In der ersten Stunde hatten wir Geschichte, aber unsere Lehrerin gab uns schulfrei: »Heute findet der Geschichtsunterricht auf der Straße statt.« Neugierig liefen wir durch die Stadt, betrachteten die Ost-Menschen, kamen aber mit niemandem ins Gespräch – wir trauten uns einfach nicht. Abends wurde es kalt, und es hieß, am Grenzübergang Schlutup hätten sich lange Staus gebildet, die Leute würden frieren, man benötige Unterstützung. Ich fuhr hin und reichte Decken und heißen Tee durch die Autofenster. Und Bananen, Hunderte davon, keine Ahnung, wer die zur Verfügung gestellt hatte, die »Ossis« wurden förmlich damit beworfen. Spät in der Nacht riefen meine US-amerikanischen Gasteltern an, bei denen ich vor Kurzem ein Austauschjahr verbracht hatte. Sie waren überzeugt, mich im Fernsehen gesehen zu haben, »dancing on the wall«. Sinnlos, ihnen zu erklären, wie weit weg Berlin für mich war.

Ich glaube, die Euphorie, die – zumindest in den grenznahen westdeutschen Städten – an diesem Wochenende herrschte, war der bei der Ankunft der ersten Geflüchteten am Münchner Hauptbahnhof 2015 nicht unähnlich. Die Psychoanalyse spricht vom »ozeanischen Gefühl«, einem rauschhaften Zustand, in dem es kein Drinnen und kein Draußen mehr gibt, kein Ich und kein Du, in dem alles eins ist. Dieses Gefühl, so angenehm es auch sein mag, hat eine psychotische Qualität und mit der Realität wenig zu tun. (Ich kritisiere hier übrigens nicht die Willkommenskultur, die 2015 in Deutschland dankenswerterweise praktiziert wurde. Sondern gebe zu bedenken, dass ein Teil des Hauptbahnhof-Applauses möglicherweise auch der Selbst-Berauschung geschuldet war, dem Gefühl, ein großzügiges, besseres Deutschland zu repräsentieren, das alle kommenden Herausforderungen locker meistern würde.) Und so änderte sich die Atmosphäre in Lübeck schon wenige Wochen nach dem Mauerfall. Kursierten anfangs noch die Geschichten von den »armen Ostdeutschen«, die angesichts westlicher Supermarktregale mit einem Schlag ergrauten oder denen vor lauter Schock die Haare ausfielen, wurden jetzt andere Dinge kolportiert: Dass viele Ossis sich das Begrüßungsgeld mehrfach abholten. Dass großzügige Westdeutsche den Brüdern und

Schwestern von drüben ihre Wohnungen überlassen hätten, in denen nun Videorekorder und Fernseher fehlten und nur ein Zettel auf dem Tisch lag: »Ihr könnt euch das ja alles neu besorgen.« Außerdem war man bald genervt von den ewig leer gekauften Geschäften. Ich erinnere mich, wie ich in dieser Zeit nach der Schule ins *Pressezentrum* ging, dort konnte man die neusten Platten anhören. Auf der Treppe begegnete ich einem Mitschüler, wir sprachen miteinander, da drängte uns ein Typ in Moonwashed-Jeans zur Seite. »It's not a trick, it's a Zoni«, sagte der Mitschüler laut und verächtlich. Auch »Zonen-Gaby«, die auf dem *Titanic*-Cover prangte und sich über ihre erste Banane freute, während sie in Wahrheit eine Salatgurke in der Hand hielt, wurde schnell zum abfälligen Sammelbegriff für alle weiblichen Ostdeutschen. Und meine Geschichtslehrerin stellte irgendwann resigniert fest: »So ist das mit den Revolutionen. Schon ein paar Wochen später regt man sich nur noch über den Gestank der Trabbis auf.«

Die Negativ-Erzählungen über die Ostdeutschen (ungeachtet der Frage, ob sie nun der Wahrheit entsprachen oder nicht) hatten wohl auch eine psychologische Funktion – entschuldigten sie doch zumindest ein wenig die Unanständigkeit des Westens. Denn kaum war der euphorische Mauerfall-Moment vergangen, zeigte der Kapitalismus auch schon sein zynischstes Gesicht: Erinnert sich noch jemand an all die Autowracks, die 1989/90 die Autobahnen Richtung Osten säumten? Das waren Schrottkarren, die bundesdeutsche Händler den Leuten zu übersteuerten Preisen angedreht hatten, oft schafften sie nicht mal die Rückfahrt nach Hause. Eine Freundin von mir arbeitete zu dieser Zeit in einem Lübecker Jeansladen. Dort holte man die eingestaubten Restposten, die von westlicher Kundschaft niemals mehr gekauft werden würden, vom Dachboden und verscheuerte sie mit Ansage an ahnungslose Osis. Bald machten sich auch die Zeitungsabo-Verkäufer auf den Weg nach drüben und schwatzen den Leuten die bunten West-Blätter auf. Ihnen folgten die Versicherungsvertreter, die sich die Unwissenheit und Ängstlichkeit der Ostdeutschen zunutze machten und sie mit häufig sinnlosen Policen versorgten. Auch der ganze billige Plastikramsch wurde nun LKW-weise über die Grenze gekarrt, die Zonis würden schon doof genug sein, ihn zu kaufen. Und der Verkauf von »Schrottimmobilien«, mit denen sich (nicht nur) Ostdeutsche finanziell ruinierten, begann.

Später, nach der Wiedervereinigung, kamen dann die »DiMiDos« in die neuen Bundesländer: Wessis, deren Karrieren zu Hause nicht selten aus guten Gründen ins Stocken geraten waren und die jetzt Morgenluft witterten. Ihren Wohnsitz verlegten sie selbstverständlich nicht an ihren neuen Tätigkeitsort, sondern waren dort nur an drei Tagen die Woche präsent (Dienstag, Mittwoch, Donnerstag), kassierten dafür aber das berühmte »Buschgeld« bzw. die »Buschzulage« – Formulierungen, die in Ostdeutschland bis heute vollkommen zu Recht als Inbegriff von Arroganz und Anmaßung gedeutet werden.

Ob die Abwicklung der ostdeutschen Wirtschaft durch die Treuhand ein krimineller Akt oder nicht anders möglich war, vermag ich nicht zu beurteilen, dazu fehlt mir der volkswirtschaftliche Sachverstand, und vielleicht stimmt ohnehin beides. Ich glaube allerdings, dass die reflexhafte Abwehr des Vorschlags der Linken, eine

Wahrheitskommission einzusetzen, um das Vorgehen der Treuhand aufzuarbeiten, im Grunde vor allem den Unwillen zeigt, sich kritisch mit dem Verhalten des Westens bzw. vieler seiner Protagonisten auseinanderzusetzen. Es scheint verdammt schmerzhaft zu sein, eingestehen zu müssen, dass die Wiedervereinigung der ehemaligen DDR eben nicht ausschließlich Freiheit und Demokratie gebracht hat. Sondern dass die Bundesrepublik Deutschland ihre neuen Bürgerinnen und Bürger häufig genug als minderbemittelte Konsumenten ansah, auf deren Kosten man sich im Westen die Taschen füllte und ihnen im Gegenzug halt Sozialleistungen rüberschob und Innenstädte aufhübschte.

Wer sich noch mal einen Eindruck von der »ästhetischen Kolonialisierung« Ostdeutschlands jenseits aller Sanierungsmaßnahmen verschaffen will, dem sei das Buch *Sprüche aus Asche* des Fotografen Hans-Jörg Schönherr empfohlen: Schönherr hatte 1986 die sozialistischen Kampfparolen, die im öffentlichen Raum der DDR überall präsent waren – *Starker Sozialismus – sicherer Frieden!* – im Rahmen seines Projekts *Sichtagitation* dokumentiert und nahm das Thema Mitte der 1990er-Jahre wieder auf. Nun fotografierte er möglichst an denselben Orten die »Agitation des freien Marktes« in Gestalt von Werbung und Wahlplakaten. Diese neuen Botschaften sind häufig so dicht am Schwachsinn gebaut, dass sie jeden halbwegs zurechnungsfähigen Betrachter eigentlich gekränkt haben müssen. Von dem nahezu zwanghaften Sexismus, der sich in all den Bildern nackter und halb nackter Frauen manifestiert (die es im öffentlichen Raum in der DDR niemals gegeben hatte), ganz zu schweigen – ich selbst hatte völlig vergessen, wie hirnerweichend eklig die Werbung zu dieser Zeit war.

In Gesprächen mit Ostdeutschen, die, wie meine Interviewpartnerin Liane es nannte, »das Wende-Wissen noch haben«, klingen all diese Irritationen, Verletzungen und Bitterkeiten immer wieder an, oft gepaart mit dem Gefühl, bis heute nicht ernst genommen und für die eigene Lebensleistung nicht respektiert zu werden. So hatte der Leipziger Jugendforscher Peter Förster schon ab 1987 für eine Studie 1200 ostdeutsche Schülerinnen und Schüler über ihre Meinung zur DDR und später zur Bundesrepublik befragt, 54 Prozent der Befragten gaben an, durch ihre ostdeutsche Herkunft benachteiligt zu sein. Auch DDR-Bürgerinnen und -Bürger, die vor 1989 ausgereist waren, berichteten von Diskriminierungserfahrungen in Westdeutschland, das Thema zieht sich also durch die Jahrzehnte. Und es befremdet ja nun auch wirklich, dass so gar nichts von den Errungenschaften dieser Deutschen Demokratischen Republik übrig bleiben durfte, auf die ihre Bewohnerinnen und Bewohner doch zum Teil zu Recht stolz waren (Ich sage nur: Poliklinik. Oder: Kinderkrippe.). Anlässlich seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1993 bemerkte der Theologe und Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer diesbezüglich: »Nicht wenigen von uns ist immer noch schwer begreiflich, warum nichts bleiben konnte, was uns Ostdeutsche doch auch ausmachte neben allem Verkehrten und Verqueren. Warum wir nicht ein gemeinsames Drittes suchten – nicht den dritten Weg! –, sondern ausschließlich auf altbekanntes, westwärts Etabliertes zurückgriffen, bleibt uns unverständlich.«

Insofern glaube ich, dass eine ost-westdeutsche Wahrheitskommission (die über das Treuhand-Thema möglicherweise auch hinausgehen sollte) gar keine schlechte Idee ist. Ursprünglich stammt sie von südamerikanischen Menschenrechtlern, besonders prominent umgesetzt wurde sie dann von Nelson Mandela, der die *Truth and Reconciliation Commissions* nach dem Ende der Apartheid in Südafrika installierte – auch wenn dort heute längst nicht alles gut ist, heißt es doch, diese Kommissionen hätten einen drohenden Bürgerkrieg verhindert. Es geht dabei darum, ein öffentliches Forum zu schaffen, in dem Opfer von Unrecht ihre Erfahrung schildern und gehört werden. Auch die Täter erhalten Gelegenheit, ihre Sicht darzulegen, und darüber hinaus die Möglichkeit, um Vergebung zu bitten. Aus der Psychotherapie weiß man, dass Heilung nach traumatischen Erfahrungen deutlich besser funktioniert, wenn anerkannt wird, was geschehen ist. Dann braucht es unter Umständen nicht einmal eine Verurteilung oder Bestrafung – das Anerkennen der Realität auch durch den Täter reicht manchmal schon aus. Und ich fürchte, eine echte Versöhnung zwischen Ost- und Westdeutschland (und genau darüber müssen wir meiner Meinung nach reden) wird erst möglich sein, wenn sich der Westen um die eigenen blinden Flecken von damals kümmert und sich seiner Ignoranz, seiner Borniertheit und seinem zum Teil zutiefst unanständigen Handeln stellt.

Der (ostdeutsche) Soziologe Steffen Mau ist da allerdings anderer Meinung. Er diagnostiziert in seinem lesenswerten Buch *Lütten Klein – Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft* von 2019 Ostdeutschland als »frakturierte Gesellschaft« (und bezieht sich dabei explizit nicht auf eine »Volkskörper«-Vorstellung): »Diese Strukturbrüche belasten die ostdeutsche Gesellschaft bis heute und bestimmen auch weiterhin die mentale sowie politische Lage. Entlang der [...] Frakturen brechen neue Spaltungslinien auf, an ihnen entzünden sich noch immer Verbitterung und Unmut, an ihnen nehmen die Fliehkräfte ihren Ausgang, denen wir derzeit gegenüberstehen.« Eine »innerdeutsche Gesprächstherapie« hält er für naiv, weil es deutlich mehr brauche als den »Schmierstoff der Anerkennung«, um Abhilfe zu schaffen. Leider sagt er nicht, was genau. Deshalb erlaube ich mir, weiterhin für eine Art gemeinsamer Therapie-Couch für Ost- und Westdeutschland zu plädieren, mit irgendwas muss man gut dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung ja mal anfangen. Und darum geht es hier jetzt weiter mit dem, was meine Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner mir von ihren Erinnerungen an die friedliche Revolution erzählt haben.

Nicht, dass alles umsonst war

Peter: 1983 haben wir mit Schorlemmer zusammen die Schwertschmiedeaktion in Wittenberg gemacht, die dann um die Welt ging: Schwerter zu Pflugscharen. Ich habe das Schwert getragen und es dem Schmied übergeben. Das Ganze ist von der Stasi gefilmt worden – man findet das auch noch irgendwo im Internet, schlechter Film, natürlich – und wir wussten nicht, ob sie eingreifen oder nicht. Ich denke, nur die Anwesenheit vieler westlicher Journalistinnen und Journalisten und auch des Bundespräsidenten, der in der Gegend weilte, hat verhindert, dass es zum Zugriff kam. Als der Schmied dann schmiedete, war das wie in einem Stadion – »Woah! Woah!« –, die Massen gingen mit jedem Schlag mit. Diese Eigendynamik erschien mir fast schon wieder gefährlich, aber trotzdem war das die Vision, die lebendig wurde, die wir wollten.

Thomas: Man kann das wie bei einer Granate beschreiben: Die hat, damit sie explodiert, eine kleine kritische Menge, die sehr sensibel ist, vier Gramm vielleicht auf ein Kilo. Und diese vier Gramm, die hat man von allen Seiten betrachtet und medial beschrieben – die Kirchenleute, die Punker, Leute, die oppositionell waren. Und die haben ja auch unbestritten ihren Anteil am Werdegang. Aber es bleiben immer noch die 99 Prozent, die sich ja auch in einer bestimmten Form verhalten haben. Und die fühlen sich heute weder widergespiegelt noch wertgeschätzt.

Liane: Mein Vater hat schon 1985/86 geäußert, dass der Staat jetzt was machen muss, weil es so nicht weitergeht mit all den maroden Betrieben. Im Kindergarten habe ich das nicht bemerkt, weil wir super ausgestattet waren, da hat man immer Geld reingesteckt. Natürlich, es gab immer das gleiche Kompott und nur Weihnachten mal eine Apfelsine, aber grundsätzlich hat es uns an nichts gefehlt. Bei uns in der Einrichtung war auch keiner, der eine Ausreise beantragte oder sich in der Dienstberatung irgendwie konträr geäußert hätte, das kam bei uns nicht vor. Sodass ich das alles nicht unbedingt hab kommen sehen. Wie's dann passiert ist, hab ich natürlich auch mal Westfernsehen geguckt, aber ich hab's nicht richtig zusammenbekommen. All diese Menschen, die auf die Straße gegangen sind – wo ich immer gedacht habe, was wollen die denn? Sollen sie doch rübergehen, wenn's ihnen hier nicht gefällt.

Lutz: Natürlich hat man überlegt, als man das im Sommer 1989 mit Ungarn mitbekam. Aber ich bin nicht so ein mutiger Mensch, schon rein körperlich möchte ich solche Strapazen nicht unbedingt mitmachen. Sympathien habe ich schon dafür gehabt, ich habe die Leute auch verstanden. Aber ich wollte mich ihnen nicht anschließen.